

Steine auf dem Bildungs- und Lebensweg

Institutionelle Diskriminierung spielt bei Selektionsentscheidungen in der Volksschule eine grosse Rolle. Die ethnisch-kulturelle Herkunft wird zum dauerhaften Faktor des schulischen Erfolgs oder eben Misserfolgs.

Haben Sie sich schon einmal überlegt, ob es gerecht ist, ein Kind aufgrund eines fehlenden unterstützenden Umfelds auf ein tieferes Schulniveau einzuteilen? Dieses und weitere Begründungsmuster schulischen Entscheidens werden von den Lehrpersonen in «knappen Fällen» verwendet und von der Institution Schule geteilt. Eine Masterarbeit an der Universität Luzern ist den Begründungsmustern im Rahmen eines vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützten Forschungsprojekts nachgegangen.

Im Schweizer Schulsystem sind Kinder mit Migrationshintergrund auf den tieferen Niveaustufen prozentual stark übervertreten. Das wirkt sich negativ auf ihre Bildungschancen aus, welche auf den tieferen Stufen ungleich schlechter sind. Dies ist ausführlich erforscht und statistisch dokumentiert. Die ethnisch-kulturelle Herkunft wird zu einem dauerhaften Faktor des schulischen Erfolgs (oder eben Misserfolgs) und ist ein Hinweis auf das Problem ungleicher Bildungschancen.

Die Schule ist zumindest teilweise verantwortlich für die Reproduktion dieser Ungleichheit, weil sie durch ihre Selektionsentscheidungen die Ungleichheit bestätigt und bekräftigt. Die statistische Auffälligkeit der prozentualen Übervertretung von Kindern mit Migrationshintergrund auf tieferen Bildungsstufen ist mit reinen Leistungsmerkmalen nicht erklärbar. Folglich rücken Selektionsprozesse, also zum Beispiel der Übertritt von der Primarschule in die Sekundarstufe I, und mit ihnen die für diese Selektion verantwortlichen Schulen und Lehrpersonen in den Fokus.

Anscheinend tendiert die Schule dazu, auch askriptive, also leistungsfremde und zugeschriebene Herkunftsmerkmale der Schülerinnen und Schüler für die Begründung der Selektion zu benutzen. Um diese Selektionsentscheidungen zu legitimieren, sind die Lehrpersonen auf geteilte Argumentationen angewiesen, auf Begründungsmuster schulischen Entscheidens.

Was ist Institutionelle Diskriminierung? Institutionelle Diskriminierung ist als Phänomen in ganz unterschiedlichen Organisationen beobachtbar – auch in der Schule. Den Beteiligten wird dabei

keine Diskriminierungsabsicht unterstellt. Vielmehr entsteht eine dauerhafte Benachteiligung bestimmter sozialer Gruppen durch institutionalisierte Normen, Regeln, Konzepte oder Routinen. Diese internen Logiken strukturieren das Handeln der Akteure und werden mit kollektiv verfügbaren Begründungsmustern legitimiert.

Fälschlicherweise werden Erklärungen für Diskriminierungen hauptsächlich in den Orientierungen von Individuen und ihren Interaktionen gesucht. Dabei gehen die institutionellen Settings vergessen, welche die Hervorbringung und Verfestigung sozialer Unterschiede begünstigen: rechtliche und organisatorische Rahmenbedin-

«Überall, wo Organisationen Entscheidungen treffen, besteht das Risiko der Reproduktion sozialer Ungleichheit: Immobilien-Gesellschaften bevorzugen bei der Wohnungsvergabe bestimmte Kunden; Krankenhäuser behandeln gewisse Patienten bevorzugt; Banken weichen bei der Kreditvergabe ihre Kriterien auf oder verschärfen diese.»

gungen, Arbeitskulturen in den einzelnen Organisationen oder das professionelle Handlungswissen der Akteure.

Institutionelle Diskriminierung gibt es nicht nur im Bildungssektor. Überall da, wo Organisationen Entscheidungen treffen, besteht das Risiko der Reproduktion sozialer Ungleichheit: Immobilien-Gesellschaften bevorzugen bei der Wohnungsvergabe bestimmte Kunden (grösstes Feld institutioneller Diskriminierung); Krankenhäuser behandeln gewisse Patienten bevorzugt; Banken weichen bei der Kreditvergabe ihre Kriterien auf oder verschärfen diese, je nach Klientel. Auch auf dem Arbeitsmarkt besteht ein grosses Risiko für institutionelle Diskriminierung.

Akzeptierte Begründungsmuster

Das zentrale Ergebnis der Masterarbeit sind die kollektiv verfügbaren Begründungsmuster schulischen Entscheidens. Überlegen Sie sich, welche Gründe Sie anbringen würden, wenn Sie entscheiden müssten, ob ein Kind auf das höhere oder tiefere Schulniveau eingeteilt wird. Und wie Sie vielleicht argumentieren würden, wenn die Noten nicht ganz eindeutig sind (also in «knappen Fällen»). Anhand empirischer Daten, welche in Einzelinterviews und Gruppendiskussionen mit den für die Selektion am Ende der Primarschulzeit verantwortlichen Lehrpersonen erhoben wurden, können verschiedene Begründungsmuster identifiziert werden, die in der Schule geteilt und von den Partnern (Eltern, Behörden, weiterführende Schulen) akzeptiert werden.

Ein vorherrschendes Begründungsmuster für eine Einteilung auf eine tiefere Niveaustufe ist das fehlende unterstützende Umfeld (Zitat B1). Die Einstellung der Eltern ist aus Sicht der Lehrpersonen der Schlüssel zum Schulerfolg. Nebst der Einstellung sind die Motivation und die Bildungsnähe der Eltern wichtig. Schweizer Eltern wird mehr Wille und Bewusstsein attestiert, ihre Kinder mitzutragen (B2). Eine Ursache für mangelnde Unterstützung der Kinder wird im kulturellen Hintergrund der Familien gesehen. Obwohl für die Lehrpersonen nicht in erster Linie die Nationalität massgebend für den Schulerfolg ist, schreiben sie gewissen Kulturen fehlende Motivation und Bequemlichkeit zu. Diesen Argumentationen ist gemein, dass immer das Wohl des Kindes im Vordergrund steht. Es geht um den Schutz des Kindes vor zu hohen schulischen Anforderungen oder vor zu hohen Erwartungen der Eltern.

In den Gesprächen tauchten aber auch Begründungsmuster auf, die das persönliche Wohl der Lehrerin/des Lehrers in den Vordergrund stellen. So werden Kinder auf höhere Stufen eingeteilt, um Widerstände zu vermeiden (B3). Oder die Verantwortung für den Übertrittsentscheid wird in knappen Fällen an die Eltern abgetreten. Nicht zuletzt geht es den Lehrpersonen auch um den Systemerhalt der eigenen Schule. Man will nicht alle guten Schülerinnen und Schüler ans Gymnasium

abgeben, sondern auch einige «Zugpferde» an der eigenen Volksschule halten und so die Pensen auf der Oberstufe sichern (B4). So kann auch das lokale Bildungsangebot diskriminierende Wirkung haben. Es ist doch verblüffend, dass jedes Jahr ungefähr gleich viele Kinder in die verschiedenen Stufen eingeteilt werden, finden Sie nicht?

Reflexion und Sensibilisierung

Die Lösungsworte lauten: Reflexion und Sensibilisierung. Als amtierende

Lehrperson können Sie Ihre schulischen Entscheide (nicht nur die selektionsrelevanten) reflektieren und sich selbst fragen: Mit welchen Begründungen würde ich diesen Entscheid legitimieren? Auch Ihre eigene Erwartungshaltung beeinflusst die Leistungen der Schülerinnen und Schüler. Eine umfassende Sensibilisierung für die Thematik der institutionellen Diskriminierung erfolgt am besten im Rahmen schulinterner Weiterbildungen. Das ermöglicht den Lehrpersonen, die eigenen

Handlungskontexte und Arbeitskulturen auf Phänomene der Diskriminierung hin reflektieren zu können. ■

Martin Adam

Weiter im Text

Die hier erwähnten Begründungsmuster schulischen Entscheidens bilden lediglich eine Auswahl der Forschungsergebnisse ab. Sie sind in stark komprimierter Form dargestellt. Wenn Sie mehr über die institutionelle Diskriminierung im Bildungsbereich erfahren und vielleicht Ihr Lehrerinnen- und Lehrerkollegium in diesem Bereich sensibilisieren möchten, wenden Sie sich bitte an den Autor: Martin Adam, Utzenstorf (BE), info@studiow.ch, 076 455 13 30

Der Autor

Martin Adam ist ausgebildeter Primarlehrer. Auf dem zweiten Bildungsweg studierte er an der Universität Luzern Gesellschafts- und Kommunikationswissenschaften (Bachelor) sowie «Organisation und Wissen» (Master). Er arbeitet beim Departement Bildung, Kultur und Sport des Kantons Aargau als Koordinator Bildungsraum Nordwestschweiz und ist Organisationsberater (www.studiow.ch).



Welche Schuhe tragen weiter und taugen für welche Wege? Selektion ist ein anspruchsvolles Geschäft.
Foto: Thinkstock/Martin Pole

ZITATE AUS DEN INTERVIEWS

B1: «Da sind wir machtlos, wenn Kinder aus so einer bildungsfremden, äh, Schicht kommen.»

B2: «Die Einstellung der Eltern ist wohl bei jedem Kind das A und O.»

B3: «Dann kommt auch kein Rekurs, kein Arbeitsaufwand.»

B4: «Und es kann ja nicht sein, dass von einer Klasse die Hälfte ins Gymi geht.»